

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871**

6 (5.2.1871)

## Kirchen- und Volksblatt

für das

Großherzogthum Baden.

Wöchentlich einen halben Bogen.  
Durch alle Postämter und Buch-  
handlungen zu bestellen.  
Inserate: die gespaltene Petit-  
zeile 3 kr. = 1 Sgr.

Preis halbjährlich 1 Gulden  
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel  
halbjährlich 1 fl. 15 kr. = 25 Sgr.  
Preis einer Nr. 3 kr.

N. 6.

Sonntag, den 3. Februar

1871.

Inhalt: Der nationale Gedanke vom religiösen Standpunkt betrachtet. II. — Briefe aus dem Feldlazareth. V. — Aus dem Kriege. — Kirchliche Nachrichten (Augsburg. — Leipzig. — Hannover. — Versailles). — Aus dem Felde. — Einen netten Schwabenstreich. — Der Krieg. — allerlei. — Anzeigen.

## Der nationale Gedanke vom religiösen Standpunkt betrachtet.

II.

Sehen wir noch genauer zu, wie der nationale Gedanke vom christlichen Glauben erfordert wird. Das Christenthum hat sein Absehen zunächst auf den einzelnen Menschen; es soll der Einzelne, unabhängig von seiner Beziehung zu anderen Menschen, ein Kind Gottes werden. Das Ziel der Arbeit des christl. Geistes ist aber nicht nur die Seligkeit vieler Einzelnen, sondern die Herstellung des Reiches Gottes auf Erden. Durch beide Beziehungen erhebt uns das Christenthum nun allerdings über einen beschränkten Nationalitätsstandpunkt hinaus, es ist kosmopolitisch im besten Sinn. Indem es aber gegenüber dem Ganzen das Recht des Individuums (der einzelnen Persönlichkeit) wahr, wahr es ebenso auch das Recht der Völkerindividuen. Die Menschheit besteht nicht aus einer Masse von einzelnen Personen, sondern aus Völkern. Wie jede Person ihre von Gott gesetzte berechnete besondere Anlage und Aufgabe hat, so jedes Volk. Ein Volk ist nicht eine zufällig sich zusammenfindende Menge von Menschen, sondern eine Einheit von Menschen, die gemeinsame Abstammung, Sprache, Naturbegabung, Charaktereigenbüchlichkeit verbindet. Das Volk ist als Volk von Gott geschaffen, als Volk Gegenstand seiner besondern Fürsorge (wie Israel zeigt), als Volk hat es eine bestimmte Aufgabe in der Welt zu verwirklichen. Dazu muß es aber ein Volk, d. h. ein Volksorganismus, ein Staat sein. Es besteht daher auch in jedem Volk ein Drang nach Einheit, der zum Bewußtsein kommt, sobald das Volk eine gewisse Periode seiner Entwicklung erreicht. Es ist das ein Naturdrang, aber ein göttlich geordneter, wie im einzelnen Menschen das Bedürfnis besteht, daß sein Organismus eine Einheit sei, daß die einzelnen Glieder in Harmonie stehen. Fehlt diese Harmonie, so ist der Mensch krank; so entsteht auch in einem Volke, dem die Einheit fehlt, das Gefühl einer Krankheit, eines unnatürlichen, unglücklichen Zustandes, der zum Fieber werden kann, das entweder zur Gesundheit oder zum Tod führt. Dem Einheitsdrang eines Volkes widerstreben, heißt darum dem Willen Gottes widerstreben, ihm sich anschließen, heißt den göttlichen Willen begreifen. Der nationale Gedanke gehört daher auch in den Kreis der sittlichen Gedanken, welche die religiöse Erkenntnis als gut und wahr erkennt, weil sie in der göttlichen Naturordnung gesetzt sind; für sie wird er zum heiligen Gedanken, zur Forderung des göttlichen Willens.

Der Staat ist seine freie Gemeinschaft wie die Kirche. Er hat, wie die Familie, eine Naturbasis, die Gottesordnung des Volks. Ein deutscher Einzelstaat, wie z. B. unser Baden, macht den Eindruck der Willkür. Es läßt sich kein vernünftiger Grund denken, warum seine Grenzen eben so weit gehen, als sie gehen. Das ist ganz anders bei einem Staat, der eine Nation umfaßt. Berechtigter wären unsere Einzelstaaten, wenn sie wenigstens Stammfürstenthümer wären. Aber sie umfassen alle nur einen einzelnen Stammtheil oder Städte verschiedener Stämme. Glücklicherweise allerdings, denn hätten sich unsere Einzelstaaten zu Stammfürstenthümern entwickelt, so wäre wohl nie eine Einheit zu Stande gekommen. Gerade auch die Entwicklung unserer Einzelstaaten, durch welche die Stammeigenbüchlichkeiten vielmehr verwischt und verwirrt als bewahrt wurden, weist auf die göttliche Leitung zur Volkseinheit hin. Das Bestehen der Einzelstaaten ist allerdings geschichtlich berechtigt, aber ihr Recht ist nur das der Verjährung; der deutsche nationale Staat ruht auf einem höheren Recht, auf dem der Gottesordnung des Volks.

Die Berechtigung des nationalen Gedankens wird uns noch klarer, wenn wir auf die Segnungen blicken, die seine Durchführung zur Folge haben muß. Das Verhältnis der Staaten unter einander wird ein viel gesünderes werden, wenn sie Nationalstaaten sind, der Politik der Eroberungen wird allmählig die Grundlage entzogen und so eine größere Möglichkeit des Friedens angebahnt werden. Für unser Volk wird es von höchstem Segen sein, wenn sein Einigkeitstheben einmal erfüllt ist, und die Volkskraft sich auf andere Gebiete um so energischer werfen kann. Nicht nur die materielle, sondern auch die geistige Wohlfahrt unseres Volks erhält neue Garantien eines kräftigen Aufschwungs, namentlich dürfen wir auch für unsere kirchlichen Verhältnisse die schönsten Hoffnungen an die deutsche Einheit knüpfen, die sich freilich nur langsam und allmählig verwirklichen können.

Der religiöse Gedanke fordert den nationalen, umgekehrt aber fordert auch der nationale den religiösen. Wir haben im nationalen Staat wohl das rechte Gefäß für einen reichen geistigen Inhalt unseres

Volkslebens, aber eben doch nur das Gefäß; Heil kommt für unser Volk, auch wenn es politisch gereinigt ist, doch nicht aus dieser Einheit, sondern nur daraus, daß es sich immer mehr und immer wahrhafter gründet auf den lebendigen Gott und sein seligmachendes Evangelium. Daß das geschehe, muß aber jeder Patriot, der es wohl meint, mit unserem Volke wünschen, und auch die es noch nicht besonders wünschen, werden es noch lernen müssen, dafür wird der Herr sorgen. Denn daß er noch große Liebesgedanken mit unserem Volk hat, dafür dürfen uns seine wunderbaren und herrlichen Fährungen bürgen. Nur auf religiösem Grund wird übrigens der deutsche Patriotismus sich zu einem ächten gestalten, ebenso weit entfernt von dem falschen Kosmopolitismus der Vaterlandslosen als von dem tolen Patriotismus, wie er bei den Franzosen sich zeigt, beide entspringen aus dem ungebrochenen Egoismus. Der Deutsche muß als Christ die Erfüllung seines individuellen Christenberufs und den großen Gedanken des Reiches Gottes in der Menschheit festhalten, und dadurch seinen nationalen Patriotismus mäßigen und heiligen. Wir stehen gegenwärtig auch in Deutschland in Gefahr — es ist leicht erklärlich, — einem übertriebenen Patriotismus zu huldigen. Wir dürfen nicht daran denken, uns an Frankreichs Stelle setzen und den Vorrang unter den Völkern nehmen zu wollen. Das verbietet uns das Christenthum, welches uns allerdings zuerst nach unserem Heil trachten, aber auch den Nächsten lieben lehrt, wie uns selbst, das muß auch für unsere Politik gelten; werden wir immer die Rechte anderer Nationalitäten achten, wie unsere eigenen, so werden wir uns im besten Sinn an die Spitze stellen. Das entspricht auch einem Zug unserer Naturanlage, der andern Völkern abgeht. Wir haben in unserer Begabung etwas Universales, d. h. wir können uns in die Denk- und Empfindungsweise auch anderer Völker hineinversetzen, und ihnen so gerecht werden. Diese Begabung hat einen mächtigen und wahrhaft veredelnden Einfluß auf unsere Literatur, überhaupt auf die Erzeugnisse unserer Geistesthätigkeit geübt; sie hat auch ihre große Schattenseite, welche namentlich darin besteht, daß Niemand so leicht zum Nachahmer anderer Nationen, zum Eingehen in einen fremden Volkscharakter und zur Verleugnung seines eigenen geneigt ist, als der Deutsche. Das hat uns in diesem Jahre die wunderliche Erfahrung wieder gelehrt, die nicht wohl bei einem andern Volk vorkommen könnte, daß Deutsche nicht deutsch sein wollen, daß Deutsche die hartnäckigsten Franzosen sind. Je mehr unsere nationale Einheit verwirklicht wird, um so mehr wird diese Schattenseite verschwinden, und die Lichtseite, die derselben entspricht, vorkommen.

Blicken wir auf das im Anfang über den alten Bund Gesagte zurück, so können wir nach dem Gesagten trotz des oben erhobenen Einwands behaupten, daß er für die Vereinigung des nationalen und religiösen Gedankens vorbildlich ist. Nicht, daß seine Einrichtungen für unsere nationale Neugestaltung irgendwie maßgebend sein könnten, aber so, daß er die richtigen Principien für dieselbe enthält. Er zeigt uns, daß die Nation als solche Gegenstand göttlicher Liebe, göttlicher Leitung und Regierung ist, und spricht dadurch die Heiligung des nationalen Gedankens aus. Er zeigt weiter, daß die Einheit der Nation und ihr politischer Organismus Gegenstand des göttlichen Willens und der göttlichen Offenbarungsthatigkeit werden kann, und zieht also auch die politische Seite des Volkslebens in den religiösen Bereich. Er zeigt ferner, wie die Erfüllung der nationalen und der religiösen Pflicht eine und dieselbe sein kann, und gibt damit auch dem Christen die Weisung diese in jener und jene in dieser zu erfüllen. Endlich zeigt er uns, wie die wahre Grundlage für das Gedeihen des Volkslebens der religiöse Unterbau desselben ist, und gibt uns damit den Fingerzeig auf das Eine, was auch für unser nationales Leben Noth ist.

In einem letzten Theil wollte der Redner noch über die Konflikte sprechen, in die der nationale Gedanke mit anderen geheiligten Pflichten kommen könnte, und hier besonders das Verhältnis des nationalen Gedankens zur katholischen Kirche, zur Unterthanenpflicht und zur Revolution in Betracht ziehen. Es erlaubte jedoch die vorgeschrittene Zeit die Ausführung dieses Theils nicht mehr. Er schloß mit dem Hinweis darauf, daß Gott die Verwirklichung unseres deutsch-nationalen Gedankens zu dieser Zeit offenbar gewollt, indem er uns die rechten Männer dazu gegeben habe, und daß die großen Opfer, die wir in diesem furchtbaren Krieg für's Vaterland zu bringen haben, uns daselbe als den Kampf- und Siegespreis nur um so theurer und heiliger machen müssen.

Briefe aus dem Feldlazareth.

V.

Soissons, den 16. Januar 1871.

Lieber Freund!

Vorige Woche konnte ich zum erstenmal meinem Filial auf einige Tage einen Besuch abstatten. Sie sehen daraus, daß wir immer noch mehr geistliche Kräfte im Felde brauchen könnten, wiewohl die Zahl der auf dem Kriegsschauplatz thätigen und allein von Preußen ausgesendeten evang. Pfarrer sich nahezu auf 100 beläuft, deren einfache Unterhaltung, — denn einen bestimmten Gehalt beziehen die nur für die Dauer des Feldzuges zum Dienst einberufenen Feldgeistlichen natürlicherweise nicht, — einen monatlichen Kostenaufwand von 4000 Thlr. erfordern soll, wobei die regelmäßigen Gehälter der etatemäßigen Divisionsprediger nicht mit inbegriffen sind. Preußen läßt sich die geistliche Versorgung seiner Truppen etwas kosten, und da trotzdem das Bedürfnis immer noch größer ist als die Zahl der Feldgeistlichen, so hilft man sich einfach damit, daß die vorhandenen Kräfte sich in die vorhandene Arbeit theilen, wodurch mancher Lazarethpfarrer zu einem, oft auch zu mehreren Filialen gelangt, und wodurch ich in die Lage versetzt worden bin, das allbekannte Compiegne, zur Zeit der Jagden die Winter-Residenz des Ex. Kaisers, mein Filial nennen zu dürfen.

Wiewohl Compiegne von Soissons 38 Kilometer, ungefähr 7—8 Stunden entfernt ist, so hoffte ich es doch ohne große Mühe erreichen zu können, weil auf dem Flüssen Aisne ein kleines Dampfschiff eine regelmäßige tägliche Verbindung unterhielt. Ich hatte aber meine Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als diese ungewöhnliche Kälte eintrat, welche auch hier eine Höhe von 12 Grad erreicht, mußte das Schiffchen seine Fahrten einstellen, und ich war somit von meinem Filial abgeschnitten. Erst Anfangs voriger Woche, als unser Oberpfarrer auf seiner Durchreise nach Amiens Soissons berührte, und in einem requirirten Wagen von hier nach Compiegne weiterfuhr, konnte ich in dessen Begleitung den Lazareth im dortigen kaiserlichen Schloß meinen ersten Besuch abstatten.

Wir hatten einen, wenn auch kalten, so doch sonnigen Wintertag. Wie im tiefsten Frieden fuhrn wir ohne Hinderniß auf der sich stets im Thal haltenden Straße rasch dahin. Nur die schlanken Pappeln, welche auch hier wie auf den meisten Straßen Frankreichs, soweit es vom Krieg heimgesucht worden ist, gefällt zur Seite lagen, sowie einzelne zusammengeschossene Häuser erinnerten daran, daß auch diese Gegend den Krieg mit seinen Schrecken gesehen hatte. Eine Stunde vor unserem Ziele gelangten wir in den durch die kaiserlichen Jagden bekannten Wald, welcher aber an Schönheit sich mit unseren deutschen Buchen- und Eichenwäldern nicht messen kann. Trotzdem fiel mir unwillkürlich das Lied ein: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben,“ das ich in meiner Jugend so oftmals in den herrlichen Buchwäldern meiner Heimat von der Majestät dieser grünen Dome überwältigt in frischer Jugendlust gesungen habe. Aber singen konnte ich es hier nicht, es befiel ja nur für den deutschen Wald ein Wahrheit, die man ohne Fabel an der Heimath auf einen französischen Wald nicht übertragen kann. Da, wo vor Jahresfrist noch um diese Zeit die Jagdböner lustig wiederhallten, herrschte nun tiefe Ruhe und Stille; die kaiserliche Artgelegenheit hatte dem kaiserlichen Wild einen ungewohnt friedlichen Winter verschafft. Unsere Straße durchschritt öfters kreisförmig angelegte große Plätze mitten im Wald, welche, wie wir später auf Jagdbildern im kaiserlichen Schloß sahen, der auserlesenen Jagdgeellschaft mit dem Kaiser und der Kaiserin in Jagdleitung an der Spitze zum Sammelpunkt gedient hatten, nun aber gar die Aufsahen und schon halb verwildert waren. Mit dem Verlassen dieses Waldes waren wir auch an unserem Ziele angelangt. Wie fuhrn am kaiserlichen Schloße vor, weil wir hier unser Lazareth etablirt wußten, und suchten zuerst einen bekannten Arzt auf, welchen wir in den mit blau- und gelbseidenen Tapeten behangenen Gemächern des Marschall Leboeuf trefflich einquartirt fanden. Die vorgeordnete Tagereize hinderte uns, noch Weiteres zu unternehmen, weshalb wir uns den Besuch der Kranken im Schloß auf den folgenden Tag aufsparten.

Wenn man gewohnt ist, keine Stadt in Frankreich zu passieren, in welcher man nicht die deutschen Helme erblickt, so macht eine Stadt wie Compiegne, in welcher kein deutscher Soldat zu sehen war, einen eigenenthümlichen, ja unheimlichen Eindruck auf den deutschen Besucher. Der Verkehr ging hier wieder in seinen gewohnten friedlichen Bahnen, die öffentlichen Plätze aber, namentlich der große Schloßplatz machten einen traurigen Eindruck, da nur wenig Fußgänger sie lautlos durchschritten. Auf letzterem standen wir vor der Front des kaiserlichen Schloßes, das sich einer näheren Beschreibung wenig lohnt. Ein Mittelbau mit zwei Seitensflügeln schließt einen quadratischen, an einer Seite offenen geräumigen Hof ein und machen auf den Beschauer den Eindruck einer dreißigköpfigen gewaltigen Kaserne. Das ist Alles, was ich Ihnen von der Bauart dieses Schloßes zu sagen weiß. Der besser unterrichtete Franzose vergißt aber nicht, Ihnen mitzutheilen, daß das Schloß gerade so viel Fenster zählt, wie das Jahr Tage. Nun gezählt habe ich sie nicht, aber die endlosen schmalen 250 Schritt langen Gänge habe ich selbst durchschritten, als wir unter der Führung eines kaiserlichen Dieners das Innere des Schloßes in Augenschein nahmen. Die Kreide des Quartiermachers an der Außenseite der großen Flügelthüren meldete uns noch ganz genau, welche deutschen Generale dieser oder jener Salon zuletzt beherbergt hatte, oder welche Offiziere niederen Ranges sich in diesen Gemächern beim Kaiser zu Gast gebeten hatten. Wir ließen uns besonders durch die Gemächer Ihrer Majestät und des kaiserlichen Prinzen führen, in welchen die treue Dienerschaft offenbar schon tüchtig aufgeräumt hatte, um die kostbaren Schätze vor dem Vandalismus der Barbaren zu sichern. Denn außer den prachtvollen, aus kostbarer Seide gewirkten und ganze Wandflächen einnehmenden Gemälden waren nur noch wenige Möbel vorhanden. In dem Salon der Kaiserin stand noch ein, wie sich leicht denken läßt, vorzügliches Piano von Erard in Paris, über welches ich

mich nicht enthalten konnte, meine Finger gleiten zu lassen, und unwillkürlich sang eine deutsche Weise, die Wacht am Rhein, in den Salon hinein. Auffallend war es mir, daß der Kaiser in diesem Schloße mehr Bilderrahmen als Bilder besitz. Denn viele Goldrahmen umschlossen weiter nichts, als ein Stück Wandfläche, welche sonderbarer Umstand unser Führer mit der Behauptung zu erklären suchte, daß die fehlenden Bilder von den Preußen mitgenommen worden wären, wogegen eine andere Erklärung dahin lautete, daß die werthvollsten Bilder von der Dienerschaft besittigt worden wären. Nun in beiden Erklärungsweisen mag ein Stücklein Wahrheit enthalten sein. Auf keinen Fall aber haben die Bilder, deren Rahmen ganze Wandflächen umschlossen, im Tornister eines Soldaten, oder im Gepäckwagen eines Offiziers, eher wohl in einem verborgen gelegenen Schlafgemach Raum finden können. Einen höchst traurigen Anblick boten die natürlich mit kaiserlicher Pracht und nur zu erfindendem Luxus ausgestatteten Schlafstätten des Kaisers und der Kaiserin dar. Denn die schwer seidnen, überreich mit Gold durchwirkten Bettvorhänge hingen in Fegen zur Erde. Und hier wage ich der Behauptung unseres Führers, daß die „Prussiens“ dieses Zerfährungsweck vollbracht haben, nicht zu widersprechen, denn es ist allzu leicht erklärlich, daß mancher deutsche Soldat, aber auch manche deutsche Jungfrau, die als Krankenpflegerin im Schloße weilte, sich hier ein Stück Seidenzeug „zum Andenken“ abgerissen hat. Ehe wir in die Räume kamen, wo unsere Kranken liegen, wurden wir noch in den Theatersaal geführt, in welchem stets die ausgewählte Gesellschaft mit dem kaiserlichen Paar nach überstandnem Jagdvergnügen Kurzweil und Erholung gesucht hat. Alles ist wohl erhalten, nichts hier zerstört, das Ganze wie ein großstädtisches Theater, nur in kleinerem Maßstabe, eingerichtet. Der Vorhang war aufgezoogen, und wir schauten gerade von der Stelle auf die offene Bühne, von wo aus der Kaiser und die Kaiserin dem Lustspiel zu folgen pflegten. Daß unsere Gedanken gerade hier sich verleben ließen, das Sonst und Jetzt gegenüber zu stellen, und sich mehr mit dem Trauerspiel der Gegenwart, in welchem der Kaiser die Hauptrolle spielt, oder auch gespielt hat, als mit den hier geschwundenen Lustspielen beschäftigten, lag allzu nahe. Doch ich hätte Ihnen beinahe zu bemerken vergessen, daß wir auch der kaiserlichen Kapelle einen kurzen Besuch abgestattet haben. Diese Vergesslichkeit ist jedoch verzeihlich, weil sie zu unbedeutend ist, als daß sie sich meiner Erinnerung hätte tief einprägen können. Denn wir fanden einen ziemlich engen und auch dem Licht wenig zugänglichen Raum mit einem sehr einfachen Altar, vor welchem schwere Teppiche ausgebreitet liegen. Die Gallerie ist ringsum mit rothsammetnen Katerpolstern ausgestattet. Das ist aber auch die ganze Schilderung, welche ich Ihnen von diesem der Andacht geweihten Raum geben kann.

Doch nun zu unseren Kranken. Um diese zu besuchen, wurden wir in den kaiserlichen Speisesaal geführt, dessen Wände mit Gold überladen sind. Die 13 Kronleuchter, welche jetzt verbüllt an der Decke hängen, müssen einen wunderbaren Kerzenglanz über die kaiserliche Tafel und die an ihr sich labenden Gäste ausgegossen haben. An der einen Schmalseite, zur Rechten der Eingangsthüre, steht Napoleon I. in Lebensgröße, aus seinem weißen Marmor und schaut auf die 50 deutschen Krieger herab, welche in einfachen, an den beiden Langseiten des Saales aufgestellten Betten der Heilung ihrer Wunden harren. Den Kranken ist es ziemlich gleichgültig, ob sie in einem solchen Prachtsaal gebettet sind, oder mit einfacheren Räumlichkeiten fürlieb nehmen müssen. Die Hauptsache für sie bleibt immer, unter guter liebevoller Pflege mit Gottes Hilfe recht bald wieder zu genesen. Daher fand ich unter den in einfacheren Zimmern des Schloßes untergebrachten Kranken keinen, welcher seine Leidensgefährten im großen Speisesaal beneidet hätte. Um alle Kranken zu besuchen, mußte ich noch eine große Menge kleinerer Zimmer im oberen Theil des Schloßes durchwandern. Zu meiner Freude fand ich die Meisten schon auf dem Wege der Genesung und außer Bett, nur Wenige lagen noch in starker Fiebergluth bewußtlos da. Hier fehlte es auch nicht an behaglicher Wärme. Die Kaminc, mit welchen wir Deutsche uns durchaus nicht befreundeten können, waren in den meisten Zimmern zugemanert, und an ihrer Statt strahlten keine, höchstens 2—3 Fuß hohe weiße Porzellanöfen eine angenehme Wärme aus. Wo diese Aenderung noch nicht hatte vorgenommen werden können, standen förmliche Scheiterhaufen in den Kaminen in hellen Flammen, und dennoch konnten sie es den Leistungen der kleinen deutschen Deschen nicht gleich bringen, brachten aber schon mehrmals das ganze Schloß in Gefahr, in Flammen aufzugehen, weil die Balkenlage unter der steinernen Kaminplatte Feuer gefangen hatte. Als wir an einer solchen Brandstelle standen, meinte die uns begleitende Krankenpflegerin: Wenn es heißt, es brennt im Schloß, so ängstigt uns dies nicht mehr, wir sind an diesen Feuerkrus schon gewöhnt, und wissen es alsbald wieder durch Aufreißen der marmornen Kaminplatten zu dämpfen. Ich wünschte den Kranken Glück zu Dfen und Holz, und hatte hierzu guten Grund. Denn die Bewohner unserer hiesigen Lazarethe sind nicht immer in der glücklichen Lage gewesen, sich einer warmen Stube erfreuen zu können. Gerade an den kältesten Tagen mußten unsere Kranken, namentlich die, welche je zwei und zwei in den kleinen Zellen des hiesigen Priesterseminars untergebracht sind, zwei Tage lang des Feuers gänzlich entbehren. In ihre Mäntel gedüllt gingen die armen Leute auf und ab, um sich durch Bewegung zu erwärmen. Als nun endlich Holz ankam, erforderte es nicht geringe Mühe und Gerulo, es in Brand zu bringen. Denn es war das nicht hinreichend zerleinerte und noch völlig grüne Holz der im Umkreis der Festung gestälten Pappelbäume, das wie eben aus dem Wasser gefischt, ausab. In Ermangelung eines Beils griffen wir zu den Fäsiemenmessern und hatten kleine Späne, so daß nach vielen vergeblichen Versuchen endlich die und da in einem Kamin ein kleines Flämmchen aufloderte, und wenn auch von seiner erwärmenden Kraft noch wenig zu verspüren war, so war doch immerhin Feuer da, und in den kalten Tagen, wie unsere Weihnachtsfesttage waren, war es schon eine Wohlthat, wenigstens Feuer im Kamin zu sehen, wenn es auch für den Anfang an Wirkung nur einem gemalten Feuer gleich. Der Holz- und Kohlenmangel in hiesiger Stadt ist übrigens allgemein.

Nachdem ich noch die Räume des kaiserlichen Marstalls-Gebäude durchwandert, hatte ich alle Kranke, ungefähr 400 an Zahl, besucht, und meine Taschen, welche ich reichlich mit Abschnitten des N. T. in schönen farbigen Umschlägen gefüllt hatte, waren leer. Zum erstenmal war ich hier evang. Schwestern aus Danzig bei ihrer Arbeit in den Lazarethen begegnet und obwohl es gerade für mich ein besonderes Interesse hat, unsere Diakonissen bei ihrer Verwendung auf dem Kriegsschauplatz kennen zu lernen, hat sich mir bis dahin leider noch keine Gelegenheit hierzu geboten, da ich in meinen Lazarethen immer nur kath. Schwestern vorfand, welche sich durch ihre ausdauernde, unverdroffene und sorgsame Pflege einen gerechten Anspruch auf rühmende Anerkennung ihrer Leistungen erworben haben. Mancher Soldat, der sich vielleicht in Friedenszeiten versucht fühlte, über die barmherzigen Schwestern in ihrer oft so wenig fleißigen Tracht zu spötteln, wird nicht ansetzen, nachdem er als ein Leidender diesen schwarzen Gestalten im Lazareth begegnet ist, den Hut vor ihnen abzuhut. Das Andere, welche Gelegenheit hatten, unsere Diakonissen bei ihrer Arbeit kennen zu lernen, ein Gleiches auch von den barmherzigen Schwestern unserer evang. Kirche rühmen können, bezweifle ich keinen Augenblick. Es wäre nur zu wünschen, daß die hierzu Befähigten mit ihrem aus eigener Erfahrung gewonnenen Urtheil vor die Öffentlichkeit treten möchten, um das der evang. Diakonissensache immer noch vielfach entgegenstehende Vorurtheil beseitigen zu helfen.

Es war Abend geworden, als ich die Lazareth verließ und in mein Gasthaus zurückkehrte, sollte ich noch eine interessante Entdeckung machen. Längst schon daran gewöhnt, in den französischen Gasthöfen als ein Deutscher von den Herren Kellnern gerade nicht mit besonderer Aufmerksamkeit bedient zu werden, um so tüchtiger aber zahlen zu müssen, überraschte mich das freundliche Benehmen des dortigen Oberkellners nicht wenig. Als aber derselbe meine französische Anrede auf „gut Schwäbisch“ erwiderte, sehe ich mir den alten Vurschen etwas genauer an, und richtig, ein Schwabe, wie er lebt und lebt, stand vor mir. Wolte ich einen schwäbischen Charakterkopf zeichnen, ich wüßte kein besseres Modell als den Kopf des 60jährigen Oberkellners im Hôtel de la cloche zu Compiègne. Sein 30jähriger Aufenthalt in demselben Haus hatte ihn trotz seines rein deutschen Namens vor der Vertreibung bewahrt. Klarer wurde mir aber die Möglichkeit seines Bleibens bei Beobachtung seines weiteren Verhaltens. Es zog ihn immer wieder zu den wenigen Deutschen an der Tafel hin und wenn er mit uns deutsch sprach, neigte das Jünglein seiner polischen Waise bedeutend nach Deutschland, speziell nach Schwaben hin. Sprach er aber mit uns französisch, schlug das Jünglein auf einmal um, und er war ein französischer Patriot. Als die ersten famosen Uhlanen in Compiègne erschienen, mußte er als Dolmetscher dienen. Da ihm aber der Uhlanen-Offizier zum Abschied die Hand reichte, mußte er sich mehrere Tage in sein Kämmerlein einschließen, um sich vor der Volkswuth zu retten. Das Herz unseres guten Schwaben war trotz der langjährigen franz. Umgebung deutsch geblieben, wenn es sich auch in der gegenwärtigen Zeit eine franz. Umhüllung gefallen lassen mußte, und es zog ihn immer noch mächtig nach seinem lieben Schwabenland hin, und um die im Herzen wurzelnde deutsche Treue zu bezeugen, habe ich Ihnen diese einfache Geschichte erzählt.

Mit herzlichem Gruß an Sie und alle lieben Freunde in der theuren Heimath

Ihr

Schuster.

### Aus dem Kriege.

Eine Familie, die im gegenwärtigen Kriege ihren Mann stellt.

In einem der Lazarethe in Karlsruhe liegt seit Wochen ein schwerverwundeter bayerischer Infanterist; der ist einer armen Witwe Sohn. Seine Mutter hat 8 Söhne und 4 Töchter. Bis vor kurzer Zeit standen fünf von den acht Brüdern unter den Waffen; als aber der Vater Gutmaier starb, so begnügte man sich mit der Hälfte der acht und gab den einen zur Unterstützung der Witwe und der jüngeren Geschwister frei. Damit aber an der Zahl fünf nichts mangle, so hat die älteste Tochter einen Feldweibel zu München geheirathet und die Familie stellt also wieder fünf Soldaten. Von diesen mußten vier sozgleich im Sommer auf den Kriegsschauplatz und nur der Franz blieb beim Ersatzbataillon zurück. Bald kehrte der Nachb, unser Bekannter, mit zerschmettertem Arme aus dem Kriege zurück und weil sich die Reiben der bayerischen Regimenter überhaupt sehr gelichtet hatten, so kam nun auch der Franz an die Reihe und vor etlichen Wochen fuhr er an unserer Stadt vorbei auf den Kriegsschauplatz. Gerne hätte er hier den Matbis im Lazareth besucht, aber der Zug hielt nur 10 Minuten, denn er hatte Eile, den wackeren Kämpfern vor Orleans Hilfe zu bringen. Drum wurde der Franz 6 Tage lang und Tag und Nacht auf der Bahn fortgeführt und bekam nichts, als in Ulm und Stuttgart ein Bißchen Suppe und in der andern Zeit Brod, Bier, Wein und Obst. Wo sie dann in Frankreich marschieren mußten, da waren die Leute fort und zu finden war „nicht ein Stedden Holz.“ — Aber vorwärts mußte es deshalb doch gehen, denn der Kaspar und der Joseph und vielleicht auch der Schwager standen schon wieder im Feuer gegen die Franzosen, und denen mußte der Franz Hilfe leisten. — Den 9. Dezember ist er an das Schlachtfeld gekommen; da mußte er gleich hinaus zum Plänkeln und den andern Tag stand er schon im Feuer; ebenso auch seine Brüder. Die Tage, die sie bei Orleans im Feuer standen, ist es ihnen nicht zum besten ergangen, denn sie mußten Tag und Nacht, bei Sturm und Wind auf der Hut sein und stets auf freiem Felde bivouakiren, etwa 14 Tage lang. Was aus den Wolken herabkam, war zwar naß, aber bayrisch Bier war's drum doch nicht. Aber jetzt sind sie abgelöst und schließlich ist es ihnen doch sehr gut ergangen, denn sie sind, Gottlob, unversehrt aus den heißen Schlachten hervorgegangen, wenigstens der Franz und der Joseph.

Hernach wurde dem bayr. Armeekorps eine kurze Ruhezeit vergönnt und da haben sich der Joseph und der Franz endlich getroffen in — Orleans. Das war eine Freude für die beiden Brüder! — Der Joseph schaut sehr gut aus, besser wie zu Hause, und auch dem Franz haben die bisherigen Strapazen keinen Schaden gethan.

Wenn sie jetzt nur auch wüßten, wie es dem Kaspar und dem Schwager geht; aber von denen wissen sie nichts. Jetzt sind sie Abends immer beisammen in Orleans und reden von der fernem Heimath und von ihren Lieben daselbst; wie lange noch, wissen sie nicht. Um den Matbis mit seinem gebrochenen Arm sind sie sehr besorgt und lassen ihn in dem Brief, den sie miteinander geschrieben haben, viel tausendmal grüßen.

Aber daheim in einem friedlichen oberbayr. Dörflein, da ist ihr altes Mütterlein, das schläft Abends mit Sorgen ein und wacht Morgens mit Kummer auf, denn sie muß sein, wie Eine, der alle ihre Kinder geraubt sind. Und bei ihren Sorgen hilft ihr die erwachsene Tochter zu Hause, eine fleißige Näherin; diese kann aber auch noch etwas anderes, als nähen und sorgen, denn sie verspricht den Brüdern: „Ich werde nicht vergessen, Eurer im Gebet zu gedenken; mehr bin ich nicht im Stande.“ — Möge dem kummerhaften Mütterlein die Freude zu Theil werden, daß es, wie der Erzwater Jakob die volle Zwölfszahl seiner Kinder einst wieder um sich versammelt sehe, daß es, wie er, sprechen könne: „Ich will nun gerne sterben, nachdem ich euer Angesicht gesehen habe, daß ihr noch lebet!“

### Kirchliche Nachrichten.

Augsburg. Ein nach Merzig abgeandter Bevollmächtigter der Regierung hat als Ergebnis berichten müssen, daß die große Mehrheit der Gemeindeglieder zu ihrem Pfarrer Renstle stehen. Nur in einigen kleineren Filialen sind Gegenbewegungen vom Bischof versucht und erreicht worden. Die Regierung wird daher gegen den Pfarrer und gegen die Gemeinde nicht einschreiten, wie der Bischof verlangt hatte.

Leipzig. Die Zahl der Theologiestudirenden ist in diesem Winterhalbjahre eine so bedeutende, daß sie die Gesamtzahl der Theologen auf den Universitäten Berlin, Breslau, Bonn, Greifswald und Königsberg erreicht: denn jene beträgt 407, diese 417. Freiständige Kirchenlehrer sind es nicht, jammert die Badische Landeszeitung, welche die Studirenden herbeiziehen, denn kaum dürfte der Professor Dr. Friede dazu zu zählen sein. Was würde aus Leipzig werden, wenn Schenk, Holzmann, Hauerrath u. s. w. dort lehrten?

Hannover. Auch die Kirche und ihre Angelegenheiten nehmen das Interesse des greisen Kaisers in Anspruch. Am 22. Dezember v. J. wurden zwei von der Landesynode vorgelegte Kirchengesetze vom Könige genehmigt: 1) daß die mindeste Besoldung eines Pfarrers außer der Wohnung 500 Thlr. (in besonderen Fällen 600 Thlr.) betragen soll. Soweit nicht andere Rassen oder Personen dazu rechtlich verbunden sind, müssen die Gemeinden diesen Betrag aufbringen, im Unvermögensfall die Hilfsklassen. 2) Den Gemeinden wird abwechselnd mit dem Kirchenregiment das Pfarrbesetzungsrecht in gewisser Beziehung eingeräumt. Für das erstmal besetzt die Kirchenregierung die von jetzt an erledigten Stellen, welche mit dem Buchstaben A bis K anfangen, die Gemeinde die übrigen. Das Gemeindegewaltrecht ist dahin beschränkt, daß auf Stellen von mehr als 1200 Thlr. nur Pfarrer vom 45. Lebensjahre an, von mehr als 1000 Thlr. vom 40. Jahre an, von mehr als 800 Thlr. vom 35. Lebensjahre an wählbar sind. Die Bewerber müssen sich bei der Kirchenbehörde melden. Wenn der Kirchenvorstand nach geschehener Erläuterung über alle Bewerber, die ihm mitgetheilt wurden, einstimmig mit schriftlicher Abstimmung sich für Einen entscheidet, so ist die Wahl vollzogen. Wird von wenigstens dreien wahlberechtigten Kirchengemeindegliedern ein Widerspruch erhoben, so schlägt der Kirchenvorstand drei Bewerber vor (deren Zahl auch das Landesconsistorium eintretendensfalls ergänzen kann), oder beschränkt sich auf die Empfehlung einer oder der andern Person (was auch dem Consistorium frei steht) und überläßt die Wahl aus den drei Vorgesetzten oder die ganz freie Wahl der Kirchengemeinde. Die Vorgesetzten oder Empfohlenen kann der Kirchenvorstand zur Wahlpredigt und Katechisation auffordern. Die relative Stimmenmehrheit entscheidet. Der Superintendent leitet die Wahl. Hat keine Wahlpredigt stattgefunden, so erfolgt dann noch eine Aufstellungsrede, nach welcher in einer bestimmten Frist jedes konfirmierte Gemeindeglied (auch wenn es sonst nicht stimmberechtigt ist) Einwendungen gegen die Wahl vorbringen kann, über welche nach dem Gutachten des Kirchenvorstandes das Kirchenregiment entscheidet. Die Besätigung darf dasselbe nur unter Mitwirkung des Landesynodalausschusses versagen.

Berlin. Ueber die Feier der Kaiserkrönungsfeste, welche in dem Schlosse Ludwigs des Vierzehnten am 18. Januar stattfand, theilt die Kreuzzeitung vom 25. Januar mit: „Zum Texte der Weiherede, welche dem Halleluja, nach Verlesung des ganzen 21. Psalms folgte, hatte der Divisions-, Hof- und Garnisons-Prebiter Royge das Schriftwort gewählt: „Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichem, dem Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit.“ 1. Tim. I. 17 und er führte es in begeisterter Rede so aus, daß er diesen Preis und diese Ehre der im Herrn versammelten Gemeinde gerade an diesem Tage (es waren an diesem Tage 170 Jahre, daß die preussischen Fürsten die Königswürde annahmen), an diesem Ort und bei diesem Werke an's Herz legte und dabei auf das Mono tekel upharsin an den Wänden und in dem Prachtschmuck dieser Räume hinwies. Wenigen Geistlichen wird es beschieden sein, so eindringliche Worte unter so ungewöhnlichen Verhältnissen, zu einer solchen Versammlung sprechen zu können. Beim Anfange des Gottesdienstes wurde für sämtliche anwesenden Truppen unter dem Gewehr kommandirt: „Zum Gebet: Helm ab!“

### Aus dem Felde.

Am 18. Oktober 1870 wurde der evangelische Feldprediger der 22. Division Schwabe bei der Einnahme von Chateaudon durch eine Kugel in den Kopf getroffen. Sein Leichnam wurde mit den übrigen Gefallenen auf dem Kirchhofe des Orts beerdigt. Die Gile gestattete damals nicht, daß an den Gräbern eine würdige Leichenfeier gehalten wurde. Als jedoch in der Mitte Dezember, nach den Kämpfen an der Loire Theile der 22. Division, zu welcher Schwabe gehört hatte, mit dem neuen Feldprediger nach Chateaudon zurückkehrten, beschloß man, nachträglich an den Gräbern der für König und Vaterland Gefallenen eine entsprechende Feier zu halten. Zum Erlaunen der Anwesenden fand man das Grab, worin die Leiche des Feldpredigers gelegt worden war, leer, während die Leiber der Offiziere und Mannschaften an Ort und Stelle verblieben waren. Bei weiterem Nachsuchen fand man endlich die Leiche in der Nähe des Kirchhofs an einem Wege liegen, noch kenntlich an der blauweißen Armbinde, aber auf die gemeinste und schäuflichste Weise verunstaltet und entehrt durch Roth aller Art. Daß hier nicht nur politischer, sondern vor Allem religiöser Fanatismus sich in trauriger Weise Luft machte, ist aus den Umständen leider wahrscheinlich.

Ein schönes Fest fand am 9. Januar in Versailles statt, wo der ehrwürdige und um König und Vaterland wohlverdiente preussische Kriegsminister von Roon sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Für manche schwere Unbill, die er in den parlamentarischen Kämpfen der 60er Jahre gegen den Liberalismus zu erdulden hatte, die er aber als ächter mannhafter Charakter und Christ bestand und zurückwies, fand er eine schöne Genugthuung darin, daß er jetzt selbst von den besseren Liberalen anerkannt dieses Jubelfest in Versailles für Deutschlands Größe und Freiheit begehen konnte. Da er auch als ein treuer Kriegsmann seines himmlischen Königs bekannt ist, so wurde die Feier auch dem entsprechend gehalten. Um 9 Uhr Morgens stimmten die Musikbände der sämtlichen gegenwärtig in Versailles stehenden Regimenter vor den Fenstern seiner Wohnung einen Choral an, dem sich ein häuslicher Gottesdienst anschloß, welchen der Divisionsprediger des Gardekorps, Hof- und Garnisonsprediger zu Potsdam Rogge (ein Schwager des Kriegsministers) im Hause abhielt. Das Innere des Gebäudes war festlich mit Kränzen und Blumen geschmückt. Der König in Helm und Schärpe begrüßte den Jubilar in ehrenvoller Weise; die Schärpe bedeutet, daß der König gleichsam in dienstlicher Weise als oberster Kriegsherr die Glückwünsche der ganzen Armee dem Minister darbrachte. Der König schenkte ihm sein schön in Delfarbe ausgeführtes Bild und unterzeichnete die ihn begrüßende Kabinettsordre: „Ihr dankbarer König.“ Der Kronprinz, Graf Bismarck und Nolte schickten ebenfalls ihre Glückwünsche ab; sonstige Besuche mußten unterbleiben, da von Roon etwas unwohl war; der König rief beim Fortgehen den Hausgenossen des Ministers freundlich zu: „Vor Allem pflegt mir ihn gut!“

### Einen netten Schwabenstreich

erzählt das „Ev. Kirchen- und Schulblatt für Württemberg“ Nr. 4 mit folgenden Worten: „Den hat diesmal kein tapierer Kriegsmann gethan, wie es sonst schon geschehen, sondern ein schwäbisches Pfarrdöchterlein, und da das „Pfarrdöchterlein“ ja schon länger her im Sprechsaal dieses Blattes eingeführt und also salonsfähig gemacht ist, so mag er hier berichtet werden. Im Hause eines gebildeten Mannes zu Stuttgart besteht die Sitte, zum Anfang des neuen Jahres Sprüche zu ziehen. Jedes Glied des Hauses hatte sich ein solches geistliches Loos gezogen; da sagt die Nichte des Hausvaters, eine 19jährige Pfarrwaise: „Nun müssen wir aber auch noch ein Loos für unseren deutschen Kaiser ziehen!“ Allgemeine Zustimmung. Sie greift nun blind in die vielen vorhandenen Sprüche und trifft das Wort aus Haggai 2, 10: „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth: und ich will Frieden geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth.“ — Allgemeine freudige Ueberraschung. Das Pfarrdöchterlein aber denkt am Neujahrstag: das würde gewiß auch unseren künftigen Kaiser freuen, wenn er's wüßte. Aber der ist weit drinnen im Franzosenland. Je nun, wozu habe ich denn schreiben gelernt? — Und sie nimmt Feder und Dint' und Papier und schreibt an den Reichskanzler Grafen von Bismarck in Versailles, erzählt ihm einfach, wie es gegangen, und bittet ihn, er möge es dem König und künftigen Kaiser sagen. — Am 17. Januar fährt ein stattlicher Wagen vor der Wohnung der Mutter unseres Pfarrdöchterleins an, ein vornehmer Herr steigt aus und fragt nach dem Namen derselben, steigt hinauf und findet die Gesuchte allein. Es war der preussische, resp. norddeutsche Gesandte. Er erklärt nun der überraschten Tochter nach Rücksichtigung der persönlichen Identität, er habe den Auftrag, ihr persönlich ein Antwortschreiben des Grafen von Bismarck zu überreichen. Und siehe, das Handschreiben des Reichskanzlers versichert die Empfängerin, daß er dem Könige den Inhalt ihres Briefes mitgeteilt, daß sich dieser herzlich darüber gefreut und ihn beauftragt habe, der Schreiberin seine Freude und seinen Dank zu bezeugen.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr freuen soll, ob über das Treffende des gezogenen Wortes, ob über die Freude des greisen Königs und die Beachtung, die er und sein vielstimmender Kanzler solch einem Schreiben und Worte geschenkt, oder über die Freude des herzhaften Schwabenkindes, daß ihm der so gut gemeinte Streich auch so gut gelungen war.

### Der Krieg.

Vielleicht ist es zum letztenmal, daß wir obigen Titel anwenden, denn es ist Waffenruhe geworden, und sie kann ohne Zweifel als Vor-

läuferin des nahen Friedens betrachtet werden. Endlich im fünften Monat einer engen Einschließung, getrennt von aller Verbindung mit dem Lande, haben die Kriegshäupter in der Stadt Paris ihren Trost ablegen und der armen Bevölkerung, die von Hunger und Verheerung in die gräßlichste Noth gebracht war, Leben und Freiheit wieder geben müssen. Der Advokat Jules Favre, der allen frühern Friedensanerbietungen nur übermüthige Phrasen entgegengesetzt hatte, kam bittend in's Hauptquartier nach Versailles, und fand dort eine Gelindigkeit, die man in Frankreich selbst nicht weniger anerkennen wird, als sie bereits in andern Ländern, und namentlich von den tonangebenden englischen Blättern, als im höchsten Grade großmüthig gerühmt wird. Alle Forts rund um Paris sind von unseren Truppen besetzt und die Ringmauer desarmirt worden, hingegen darf die mehrere hunderttausend starke Garnison nach Ablegung der Waffen in der Stadt bleiben, und die Nationalgarde soll selbst die Ordnung handhaben, so daß weder eine Besetzung noch Einquartirung von Seiten unserer Truppen stattfindet. Die Einfuhr der Lebensmittel ist augenblicklich freigegeben worden, und vom 1. Februar gehen auch wieder regelmäßige Briefposten, und nur allein der Austritt von Personen unterliegt noch einer Controle, weil die Garnison als kriegsgefangen betrachtet wird und sich nicht entfernen darf. Für diese Begünstigungen bezahlt die Stadt eine Contribution von 200 Millionen Franken innerhalb 14 Tagen, was in Betracht ihres hartnäckigen Widerstandes und der uns durch denselben auferlegten schweren Opfer als eine geringe Summe betrachtet werden kann.

Gleichzeitig mit der Kapitulation von Paris ist aber auch ein Waffenstillstand für das ganze Land vereinbart worden, der bis zum 19. Februar dauern soll, und die Einstellung aller Feindseligkeiten zu Land und zur See nach sich zieht, so daß beiderseitig Truppen und Schiffe sich in vorgezeichneten Grenzen halten, und kein Theil dem andern einen Schaden zufügen darf. Vorläufig ist jedoch das Operationsfeld unserer Süd-Armee in Burgund und dem oberen Elsaß hiervon ausgenommen, so daß die Belagerung von Belfort fortgeht und wir auch bereits wieder hören konnten, daß am 30. Januar der abziehende Feind bei Pontarlier an der Schweizergrenze geschlagen wurde, wobei er 3000 Gefangene und 6 Geschütze verlor. Während dieses Waffenstillstandes soll eine Nationalversammlung zusammentreten, um unmittelbar den Frieden, dessen Bedingungen wahrscheinlich schon festgestellt sind, zu ratifiziren. Die Wahlen für dieselbe werden am 8. und der Zusammentritt am 15. Februar in Bordeaux stattfinden, und Niemand zweifelt, daß hieraus der definitive Friede hervorgehen wird, denn die Neigung für denselben ist ganz allgemein in Frankreich, und selbst Gambetta, der noch bis in die letzten Tage den Krieg auf's Aeußerste predigte, scheint von ihr überwältigt; denn man hört nichts mehr von seinen Protesten und es heißt sogar mit Bestimmtheit, daß er abgedankt habe.

In allen deutschen Städten und Gauen wurde die Nachricht der Einnahme von Paris und des Waffenstillstandes mit öffentlichem Jubel gefeiert, und Jedermann ist der Hoffnung, demnächst auch für die tiefste Trauer um unsere theuren Gefallenen in einem glücklichen Frieden den Ertrag zu finden, der den Druck der Furcht vor den schlimmen Absichten eines unruhigen Nachbarvolks auf immer von uns nimmt, und dem geeinigten deutschen Vaterlande die Freiheit ungezügelter Entfaltung seiner reichen Kräfte verheißt.

### Allerlei.

(Prämie auf Gottlosigkeit.) In Paris haben während der Belagerung (nach einer Correspondenz der Kreuzzeitung) 2 Stadtvorsteher (Maires) den Beschluß veröffentlicht, daß „alle Verwundeten, welche ohne religiösen Beistand sterben, auf Kosten der Stadt, während diejenigen, welche einen Priester zu sich kommen ließen, auf Kosten ihrer Familien beerdigt werden sollen!“

In dem Referat in Nr. 5 bittet man folgende Druckfehler zu verbessern: Seite 17 Sp. 2 Z. 23 v. o. statt „in“ und“. Z. 34 statt „Wort“ „Wert“. S. 18 Sp. 1 Z. 4 v. o. statt „erringen“ „reingigen“. Z. 13 hinter „diesem“ einzufügen: „Arthum“.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

### Anzeige.

Das Comité der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft hat aus eigenem Antriebe beschlossen, den Wittwen aller gefallenen Soldaten zum Andenken an ihre Männer ein Exemplar des Neuen Testaments in großem Druck zu schenken und auf Veranlassung des Vereins für innere Mission der Provinz Sachsen bewilligt, in gleicher Weise auch den Eltern der gebliebenen Soldaten ein Testament zum Andenken an ihre Söhne zu übermachen. Es ist nun der Wunsch des Direktors der Bibel-Anstalten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft für Deutschland, Elsaß und die Schweiz, Rev. Chev. Palmer Davies, daß die Ueberreichung dieses Andenkens so viel wie möglich durch die Seelsorger der Hinterbliebenen geschehe und bittet derselbe daher alle Herren Pastoren und Seelsorger in ganz Deutschland sich an ihn, Berlin, Wilhelmstraße 33, direkt, oder an die Depots zu Köln, Mauritiusplatz 5 und zu Frankfurt a./M., Neue-Mainzer Straße 24 zu diesem Behufe wenden zu wollen.

Indem der Unterzeichnete dieses dankenswerthe Anerbieten im Auftrage des Hrn. Rev. Palmer Davies bekannt macht, bittet er zugleich die verehrl. Redaktionen anderer kirchlicher Blätter, diese Bekanntmachung in die Spalten ihrer Blätter aufzunehmen.

Karlsruhe, den 31. Januar 1871.

A. Zimmermann, Stadtpfr.